

**PETER AUER**

Zweidimensionale Modelle für die Analyse von  
Standard/Dialekt-Variation und ihre Vorläufer  
in der deutschen Dialektologie

Ein Beitrag zur historischen Kontinuität

Peter Auer

## Zweidimensionale Modelle für die Analyse von Standard/Dialekt-Variation und ihre Vorläufer in der deutschen Dialektologie

Ein Beitrag zur historischen Kontinuität\*

### 1. Zielsetzung des Beitrags

In den letzten Jahren sind in der deutschsprachigen Dialektologie und Linguistik neue Modelle zur Beschreibung von Standard/Dialekt-Variation entwickelt worden, die sich an jüngere Theorieansätze in der theoretischen Phonologie anschließen und dort besonders auf die Natürliche sowie die Lexikalische Phonologie Bezug nehmen. Diese Modelle haben sich als adäquater für die Zwecke der Beschreibung der deutschen Sprachwirklichkeit erwiesen als die im angloamerikanischen Sprachraum dominante Variationslinguistik in der Nachfolge Labovs. Im Gegensatz zu diesem, grundsätzlich eindimensionalen Ansatz lassen sich jene neueren Modelle als zweidimensional charakterisieren: eine Dimension der phonologischen Prozesse, die im Zuge der 'vertikalen' Derivation phonologisch-phonetischer Repräsentationen Variabilität in der phonetischen Oberfläche erzeugt, und eine 'horizontale' Dimension der Korrespondenzregeln zwischen Varietäten in einem Repertoire. Ziel der folgenden Bemerkungen ist es, die Tradition, in der diese zweidimensionalen Modelle stehen, nachzuverfolgen.<sup>1</sup> Die beiden Dimensionen lassen sich nämlich, so ist die These, auf die Opposition "Lautwandel" vs. "Wortverdrängung"/"Lautersatz" beziehen, die in der deutschen Dialektologie seit der Jahrhundertwende eine bedeutende Rolle gespielt hat und ihrerseits auf junggrammatische Theoreme zum Sprachwandel zurückgeführt werden kann. Besonders wichtig ist in diesem Zusammenhang der Stuttgarter Dialektologe Karl Haag, dessen Beitrag zur Entwicklung der Theorie des Sprachwandels und der Behandlung sprachlicher Varietät zwischen Grund-

---

\* Der Beitrag hat in seiner vorliegenden Form von Hinweisen von W. Haas profitiert (siehe seinen Beitrag in diesem Band), für die ich mich an dieser Stelle bedanken möchte.

<sup>1</sup> Ein ähnliches Argument ließe sich unter Umständen für bestimmte Ansätze zur Erklärung von Sprachwandel entwickeln, die in den 70er Jahren entstanden sind, z.B. für Andersens "evolutive" und "adaptive" Erneuerungen (Andersen 1973) sowie eventuell auch für Lüdkte (1980).

dialekt und Normsprache in der dialektologischen Historiographie noch immer zuwenig gewürdigt wird.<sup>2</sup>

Wenn es gelingt, die These von der Kontinuität von der frühen, junggrammatisch geprägten Diskussion über den Sprachwandel bis zu der heutigen Modellierung von Standard/Dialekt-Variation nachzuweisen, so wäre damit ein neuerliches Beispiel für die Vermutung erbracht, daß die modernen Entwicklungen in der Phonologie im Augenblick mehr mit traditionellen – strukturalistischen und vorstrukturalistischen – Theorieansätzen kompatibel sind (und teils sogar explizit an diese anknüpfen) als dies in der sogenannten orthodoxen generativen Phonologie der Fall war. (Man vergleiche die Renaissance traditioneller Begriffe wie Silbe, [phonologisches] Wort, More, Phonem etc. in der heutigen theoretischen Phonologie.)

Ich will zunächst kurz auf die Grundsätze der zweidimensionalen Standard/Dialekt-Phonologie eingehen, um dann als wichtigsten historischen Bezugspunkt die Diskussion um Lautwandel und Wortverdrängung zu skizzieren. Von dort aus wird es notwendig sein, einerseits einen weiteren Schritt zurück zu Hermann Paul und den Junggrammatikern zu gehen, andererseits einen Schritt nach vorn zu Viktor Schirmunski und Eberhard Kranzmayer, um die unterstellte Kontinuität der Entwicklung nachzeichnen zu können.

## 2. Zweidimensionale Modelle der Standard/Dialekt-Beschreibung

Aus Zeitgründen können diese Modelle hier nur in ihren Grundzügen beschrieben werden, vor allem ohne daß ausreichend Beispiele diskutiert werden.

In der monolektalen Phonologie hat es sich in den letzten Jahren eingebürgert, sprachliche Alternanten bzw. phonologische Oberflächenstrukturen als das Ergebnis mehrerer Typen von phonologischen Regeln zu sehen, die in unterschiedlichen Bereichen der Phonologie zum Einsatz kommen, also durch ihre Stellung innerhalb des formalen Apparats der Phonologie unterschieden werden. Trotz Divergenzen zwischen den einzelnen Theorien (Lexikalische Phonologie – vgl. z.B. Mohanan 1986, Natürliche Phonologie – vgl. z.B. Dressler 1985, Theorie der Unterspezifizierung – vgl. Archangeli 1984) läßt sich folgende allgemeine Tendenz erkennen: es werden unterschieden

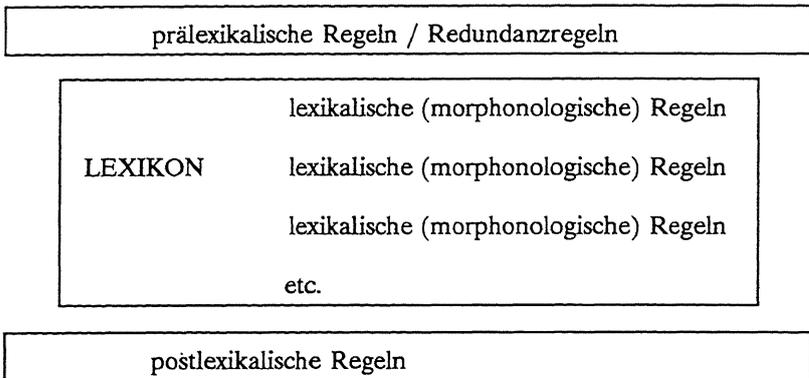
---

<sup>2</sup> Unter anderem mag dies auf den unglücklichen Artikel von Lang (1985) über Haags Theorie des Lautwandels zurückzuführen sein, der Haag den Mantel Coseriuscher Denkweise überstülpt und lediglich zu dem wenig informativen Ergebnis kommt, daß Haag eben anders denkt als Coseriu. Die Grunddimensionen der Denkweise Haags werden bei Lang indes nicht klar, zumal er die für Haag zentralen Begriffe "Wortverdrängung" und "Lautersatz" weitgehend aus der Diskussion ausklammert.

- *prälexikalische Regeln oder Redundanzregeln*, die das Phonemsystem einer Sprache charakterisieren und sowohl die paradigmatischen als auch die syntagmatischen Konkurrenzrestriktionen zwischen phonologischen Merkmalen und Lauten erfassen. Eine Redundanzregel des Schwäbischen würde z.B. besagen, daß vordere Vokale immer ungerundet sind (paradigmatisch) oder daß innerhalb eines Morphems die Sequenz aus Sibilant und Plosiv als *sch* + Plosiv zu realisieren ist (syntagmatisch). Nach der Theorie der Natürlichen Phonologie sind prälexikalische Regeln natürliche Prozesse, die die Distinktionen zwischen Phonemen in einem phonologischen System herstellen und deshalb meist fortisierenden Charakter haben, also die perzeptorischen Kontraste verstärken. Formal gesprochen, führen sie Merkmalspezifizierungen in die Konstellationen von phonologischen Merkmalen ein, die die zugrundeliegende Repräsentation bestimmen.
- *lexikalische oder morphonologische Regeln*, die in Abhängigkeit von bestimmten morphologischen Prozessen operieren, in ihrer Anwendung deshalb von morphologischer Information abhängig sind und zur Lexikalisierung neigen. Sie gehen zwar auf natürliche Prozesse zurück, sind aber meist historisch überformt (grammatikalisiert) und deshalb nicht mehr unbedingt als solche zu erkennen. Im (Standard-)Deutschen gehören zu diesen Regeln z.B. der Umlaut sowie die Behandlung des "Schwa mobile".
- *postlexikalische Regeln*, die auf den Repräsentationen operieren, die nach Durchlauf des gesamten morphologischen Apparats an der lexikalischen Oberfläche entstehen und die (in der Lexikalischen und in der Natürlichen Phonologie) der strukturalistischen Phonemebene entsprechen. Sie sind durchweg natürlichen Prozeßteleologien zugeordnet und haben meist lenisierenden Charakter, d.h., sie verbessern die Aussprechbarkeit von phonologischen Repräsentationen. Zwischen lexikalischen und postlexikalischen Regeln sind fließende Übergänge möglich (die sich diachron gesehen in der Morphologisierung postlexikalischer Regeln äußern – vgl. wiederum den deutschen Umlaut, ursprünglich eine postlexikalische Regel). Es gelten die folgenden Kriterien für die Abgrenzung:
  - a) Postlexikalische Regeln sind nicht durch morphologische Kontexte beschränkt. Sie sind deshalb – im Gegensatz zu den lexikalischen Regeln – auch nicht zyklisch anwendbar.
  - b) Sie dulden keine lexikalischen Ausnahmen.
  - c) Sie haben eine durchschaubare natürliche Teleologie der Artikulations-erleichterung. (Ausnahme dazu sind sogenannte "enhancement"- oder Verstärkungsregeln, die phonemisch relevante Kontraste durch zusätzliche phonetische Merkmale verstärken, z.B. die Fortis-Plosive durch Aspiration.)

- d) Ihre Anwendung ist quantitativ variabel und insbesondere von Sprechgeschwindigkeit und situativen Parametern wie "Formalität/Informalität" der Sprechsituation abhängig. Pausen halten sie auf.
- e) Postlexikalische Regeln können binäre phonemische Merkmalsoppositionen in skalare verwandeln (z.B. die Unterscheidung zwischen langen und kurzen Segmenten in Abhängigkeit vom Akzent oder zwischen Lenis und Fortis je nach konsonantischer Umgebung) und die Grenzen zwischen den Segmenten (Phonemen) aufheben. (Dies ist der allgemeine Effekt von Assimilationsregeln, die typische postlexikalische Regeln sind.) Die Anwendung einer postlexikalischen Regel kann deshalb mehr oder weniger starke Auswirkungen haben.
- f) Postlexikalische Regeln sind oft nicht bewußt und deshalb auch nur schwer zu unterdrücken.

Zusammenfassend sieht die phonologische Komponente eines monolektalen (also ideal gedachten, tatsächlich kaum existenten) Repertoires folgendermaßen aus:



Ich will dies die *vertikale Dimension* des phonologischen Modells nennen.

Die Anwendung dieses Modells auf ein Repertoire, in dem dialektal(er) und standardnahe (-nähere) Formen zu unterscheiden sind und das allein für die (ober-, mittel-)deutschen Sprechgemeinschaften realistisch ist, impliziert nun eine Erweiterung um eine *horizontale Dimension*, die der Beziehung zwischen den einzelnen 'Varietäten' im Repertoire entspricht. Eine solche Erweiterung des Modells ist zunächst von Dressler und Mitarbeitern (vgl. besonders Dressler/Wodak 1982, in Weiterentwicklung davon Moosmüller 1987, 1988; ähnlich auch Rennison 1981) vorgeschlagen worden und wird in Auer (1990) mit etwas verschobenem Fokus erneut versucht.

Bei der Erweiterung des Modells um eine horizontale Dimension muß berücksichtigt werden, daß die einzelnen Varietäten (Kandidaten sind: Dialekt, Verkehrsdialekt, Umgangssprache, Standardvarietät) von Repertoire zu Repertoire in unterschiedlich enger Beziehung zueinander stehen können. Im deutschen Sprachraum gibt es sowohl Beispiele für eine relative Unabhängigkeit von "Standardsprache" und "Dialekt" innerhalb des Repertoires – verwiesen sei hier auf die deutschsprachige Schweiz – als auch für deutliche und massive Durchdringung dieser Bereiche, besonders in den ober- und mitteldeutschen Städten in der Bundesrepublik und Österreich. Diese Durchdringung geht oft so weit, daß es nicht mehr sinnvoll ist, von zwei getrennten Varietäten zu sprechen; dagegen ist der Begriff des linguistischen Kontinuums gesetzt worden, der allerdings seinerseits problematisch ist. Der Unterschied zwischen kontinuierlich und in einzelne Varietäten organisierten Repertoires ist aber selbst keine Dichotomie, sondern eher eine Frage des Grades. Diese Grade müssen sich aus einem Modell der Standard/Dialekt-Phonologie zwanglos ergeben, wenn dieses adäquat sein will.

Es ist also zu fragen, wie sich die Beeinflussung (z.B.) zwischen Standardsprache (bzw. Regionalstandard) und Dialekt (bzw. Regionaldialekt, Verkehrsdialekt) formal in der horizontalen Organisation des phonologischen Apparats darstellen läßt.

Dazu genügt es sicherlich nicht, zwei unabhängige Systeme nebeneinanderzustellen, die jeweils die oben skizzierte vertikale Struktur hätten. Vergleichen wir die standardnähere und die dialektale Sprechweise in einer beliebigen deutschen Sprechgemeinschaft, so zeigt sich, daß schon im Bereich der prälexikalischen Regeln große Gemeinsamkeiten vorliegen. Diese gehen zum einen auf Redundanzregeln zurück, die für das gesamte deutsche Sprachgebiet gelten – z.B. die phonemische Unterscheidung zwischen Vokalquantitäten, die Nicht-Distinktivität der Aspiration und viele mehr. Zum anderen sind oft Repertoires insgesamt durch bestimmte prälexikalische Regeln gekennzeichnet, die zwar nicht für die Orthoepie, jedoch für die jeweils verwendete regionale Standardform genauso wie für die dialektalere Sprechweise gelten, d.h. im Repertoire obligatorisch sind. Dazu gehört in vielen oberdeutschen Sprechgemeinschaften die Ersetzung der orthoepischen Stimmhaftigkeitsopposition durch die Fortis/Lenis-Opposition (zumindest bei den Plosiven). Neben prälexikalischen Regeln, die das Phoneminventar auf der Dialektseite anders definieren als auf der Standardseite (vgl. oben, etwa Existenz vorderer gerundeter Vokale), gibt es also einen großen neutralen Bereich gemeinsamer lexikalischer Regeln. Dasselbe gilt auch für die lexikalischen Regeln (z.B. überlappen sich die Regeln für die Schwa-Einfügung sehr stark, während bei der Umlautregel zumindest unterschiedliche Lexikalisierungen vorliegen können) und für die postlexikalischen Regeln (so findet man die Nasalassimilation wohl überall, die Aspiration aber nur in bestimmten Sprechgemeinschaften). Wir müssen also eine Dreiteilung vornehmen:

des Dialekts	prälexikalische Regeln des Gesamtrepertoires	des Standards
des Dialekts	lexikalische Regeln des Gesamtrepertoires	des Standards
des Dialekts	postlexikalische Regeln des Gesamtrepertoires	des Standards

Je nachdem, wie stark sich die Regeln im mittleren Bereich des Modells auf dieser horizontalen Dimension zusammengruppierten, wird das Repertoire monolektaler.

Damit sind allerdings die Durchdringungsmöglichkeiten zwischen der dialektalen Seite und der Standardseite des Repertoires noch nicht erschöpft. Die dialekt- und standardspezifischen phonematischen Unterscheidungen, die in der bisherigen Form des Modells durch die entsprechenden prälexikalischen Regeln zustandekommen, führen ja zu zugrundeliegenden lexikalischen Repräsentationen, die an sich nichts miteinander zu tun haben. Wir gehen nicht etwa davon aus, daß die zugrundeliegenden Repräsentationen des Standards von denen des Dialekts durch Regeln abgeleitet werden oder umgekehrt; vielmehr haben beide Varietäten ihre eigenen Formen, soweit ihre spezifischen prälexikalischen Regeln einschlägig sind. Es ist aber klar, daß z.B. im Bewußtsein des hochalemannischen Sprachbenutzers Formen wie *iis* und *äis/äis* oder *huus* und *həus/hous* nicht beziehungslos nebeneinander stehen, sondern (vor allem aufgrund von semantischen, aber auch formalen Kriterien) zusammengruppiert werden. Jeder lexikalischen Form, die ein dialektales Phonem enthält, wird ihre korrespondierende Standard-Form zugeordnet bzw. umgekehrt. Die Regeln, durch die diese Zuordnung geschieht, sind gänzlich anderer Natur als diejenigen, mit denen wir bisher auf der vertikalen Organisationsebene des Modells zu tun hatten. Sie sollen hier *Korrespondenzregeln* (bei Dressler: "input switches") genannt werden. Korrespondenzregeln beziehen morphologische Formen (Morpheme, aber auch Wörter<sup>3</sup>) aufeinander. Sie können oft nicht über die atomistische Zusammengruppierung von

---

<sup>3</sup> Korrespondenzregeln können auch Strukturen aufeinander beziehen, die erst im Lauf der lexikalischen Ableitung, also durch Anwendung morphologischer Regeln, in den Standard- oder Dialektbereich des Repertoires verwiesen worden sind – vgl. z.B. morphologisch komplexe Paare wie alem. *werre/werden, worre/geworden, händ/hond/habe(n)* etc.

Einzelpaaren von Morphemen oder Wörtern hinaus generalisiert werden. Insbesondere sind aufgrund von lexikalischen Umbesetzungen, Phonemzusammenfall und Phonemtrennung ("split") keine Regeln möglich, mittels derer sich die Standard- oder Dialektstrukturen aus der jeweils anderen Varietät generieren ließen. Etwa: zwar gilt, daß alle gerundeten Vordervokale der Standardsprache im schwäbischen Dialekt entrundet werden (Phonemzusammenfall mit den entsprechenden ungerundeten Dialektphonemen), nicht aber umgekehrt daß alle ungerundeten Dialektvokale im Standard gerundet werden. Oder (für eine Umbesetzung): weder sind alle Langvokale des Dialekts im Standard diphthongisch, noch alle Diphthonge des Standards im Dialekt als Langvokale realisiert.

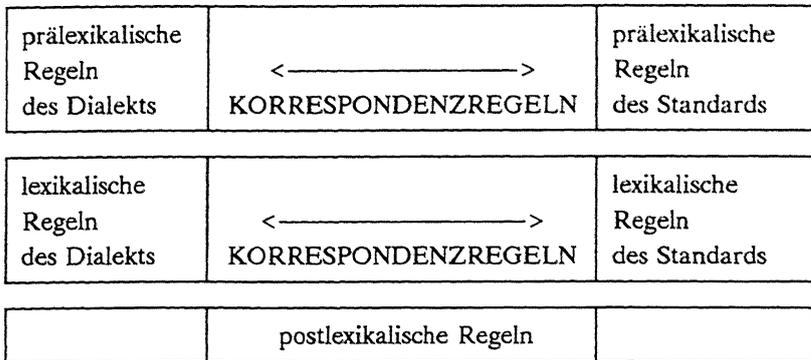
Korrespondenzregeln stellen also Beziehungen zwischen Morphemen/Lexemen oder Wörtern her; entsprechend sind keine kontinuierlichen (skalaren) Übergänge möglich. Sie sind nicht vom Sprechtempo oder der "Formalität der Sprechsituation" abhängig; die Sprecher sind sich der Ersetzung immer bewußt, d.h., sie können sie steuern (vornehmen oder unterdrücken). Jede Korrespondenzregel wird eigens gelernt. Neue Wörter der einen Varietät, die in die andere übernommen werden, werden meist mit der phonetisch ähnlichsten prälexikalischen Regel der Aufnahmevarietät integriert; es entstehen auf diese Weise neue Korrespondenzregeln. (Im Konstanzerischen werden z.B. Wörter aus dem Standard, die einen gerundeten Vordervokal enthalten, in den Dialekt integriert, indem der gerundete durch den entsprechenden ungerundeten Vokal ersetzt wird; vgl. *fisik* - *füsiik* etc.)

Während in diesem Fall prälexikalische Regeln quasi neues lexikalisches Material gewinnen, kann eine prälexikalische Regel auch umgekehrt ihre lexikalische Basis zunehmend dadurch verlieren, daß neue Wörter nur noch im Standard erzeugt werden, jedoch nicht in den Dialekt übernommen; zudem kommen die alten dialektalen Wörter mit dialektal prälexikalisch erzeugtem Lautstand aber allmählich aus der Mode. In diesem Fall verliert die Regel ihre Produktivität. Es bleiben schließlich nur noch die schon gelernten Korrespondenzregeln bestehen, nicht aber die dazugehörige (produktive) prälexikalische Regel. – Am Beispiel: im Konstanzer Dialekt sind die dialektalen Phoneme /ie/ und /ue/ bei vielen Sprechern nur noch in einer handvoll Lexemen anzutreffen, die den entsprechenden Standardlexemen durch Korrespondenzregeln zugeordnet sind (*buə*, *liəb* <—> *buub*, *liib*); alle anderen zugrundeliegenden Repräsentationen kennen diese Phonemfolge nicht mehr. Die Regel ist also nicht mehr produktiv.

Obwohl gesagt wurde, daß Korrespondenzregeln normalerweise nicht dazu geeignet sind, als phonologische, allgemein gültige Regeln dialektale Strukturen aus Standardstrukturen zu erzeugen oder umgekehrt, gibt es in manchen Sprechgemeinschaften, in denen ein spezifisches Ungleichgewicht zwischen Dialekt und Standardvarietät besteht, eine Ausnahme: hier wird tatsächlich die eine Varietät als Ausgangspunkt für die Rekonstruktion der anderen genommen (meist im Zug eines Erwerbsprozesses der Standardsprache). Die Sprecher verallgemeinern in diesem Fall die gelernten

Korrespondenzregeln zu einer sogenannten *Adaptionsregel* (vgl. Andersen 1973, Wurzel 1976). Sie versuchen, die Standardsprache aus dem Dialekt aufzubauen. Dies muß zu Übergeneralisierungen führen, wenn die Beziehung zwischen Dialekt und Standardsprache einseitig oder wechselseitig opak ist; bekannt ist die Hyperkorrektur, die sich aus der Generalisierung der *ch*  $\leftrightarrow$  *sch* - Entsprechung (*wenisch/wenich*) im Obersächsischen und anderen mitteldeutschen Dialekten ergibt, nämlich in Formen wie *männchen* (für 'Menschen', hyperkorrekte Ausdehnung einer *sch*  $\rightarrow$  *ch* - Adaptionsregel auf ein Lexem mit zugrundeliegendem dialektalem *und* standarddeutschem *sch*).

Die horizontale Dimension unseres Modells muß also um Korrespondenzregeln erweitert werden, die zwischen Dialekt und Standardseite des Repertoires vermitteln:



Sie kann außerdem Adaptionsregeln enthalten. Weitere Durchdringungen der beiden Seiten des Repertoires, auf die ich hier aus Gründen der zeitlichen Beschränkung nicht eingehen kann, entstehen durch die Anwendung lexikalischer und postlexikalischer Regeln der einen Varietät auf phonologische Repräsentationen der anderen (z.B. Anwendung der dialektalisierenden *n*-Apokope im Nebenakzent auf Repräsentationen aus der Standardseite im Alemannischen).

Das hier nur kurz skizzierte zweidimensionale Modell für die synchrone Darstellung der sprachlichen Variation, wie man sie zwischen Standard und Dialekt innerhalb eines Repertoires findet, läßt auch Aussagen über den Sprachwandel zu. Es sind vor allem die folgenden Arten von Sprachwandel zu erwarten (ich nenne jeweils ein Beispiel aus dem Konstanzerischen; zu den Details und für weitere Beispiele vgl. Auer 1990 und [im Druck]):

*Typ I:* Prälexikalische Regeln, die für Standardsprache und Dialekt verschieden sind, werden neu eingeführt oder verschwinden. Zum Beispiel kannte das Konstanzer Repertoire bis vor kurzem kein extremdiphthongiertes /au/; die

Formen aus mhd. /ou/ und /û/ sowie neuere Wörter mit orthoepischem /au/ wurden vielmehr durchweg – auch auf der Standardseite in Abweichung von der Orthoepie – als /ou/ realisiert (*outo, boum* etc.). In jüngster Zeit beobachtet man jedoch bei einem Teil der Sprecher (positiv korreliert mit Schulbildung, negativ mit dem Alter) eine Tendenz zur Annäherung an den orthoepischen Extremdiphthong. Die Entwicklung hat alle Merkmale eines natürlichen Prozesses: sie folgt einer natürlichen Fortisierungssteleologie (dissimilative Verstärkung des Kontrastes zwischen dem ersten und dem zweiten Glied des Diphthongs), wie dies für eine prälexikalische Regel zu erwarten ist, sie ist phonetisch kontinuierlich (d.h., die einzelnen *tokens* gehen auf dem Weg zur Extremdiphthongierung unterschiedlich weit), nicht lexikalisch restringiert (alle Wörter sind betroffen) und im Einzelfall nicht bewußt (steuerbar) (obwohl insgesamt sicherlich vom Prestige der Orthoepie ausgelöst).

*Typ II:* Eine prälexikalische Regel einer Varietät wird unproduktiv, verliert ihre lexikalische Basis und verschwindet ganz. Dies geschieht, wenn Übernahmen aus der anderen Varietät nicht mehr in das Lautsystem der Aufnahmevarietät eingepaßt werden und dialektale, der prälexikalischen Regel entsprechende Lautungen zugunsten standardnäherer aufgegeben werden. (Ein solcher Wandel ist im Konstanzerischen z.B. zur Zeit, wie schon erwähnt, bei den eingleitenden Diphthongen /ie/ und /ue/ und auch bei der Auflösung der alten Dehnungskorrelationen zu beobachten.) Im Extremfall einer solchen Entwicklung bleiben von der ehemaligen Regel nur noch Reliktformen übrig. Etwa ist die ehemalige Konstanzer Realisierung von mhd. *ei* als /o/ heute auf die Reliktwörter *hom, kon, mon, wos, on* ('heim, kein, mein(e), weiß, ein') beschränkt.

Zwischen den neuen und alten Formen gibt es naturgemäß keine phonetischen Zwischenstufen, da sie ja als morphologische Einheiten insgesamt schon übernommen werden. Die Übernahme ist meist bewußt/steuerbar.

*Typ III:* Korrespondenzregeln können lernersprachlich zu einer produktiven Adaptionenregel zusammengefaßt werden. In einem weiteren Schritt im Sprachwandel kann die lernersprachliche Adaptionenregel zu einem festen Teil der Standard/Dialekt-Phonologie werden und als prälexikalische Regel reinterpretiert werden. In manchen Varietäten des Alemannischen (nicht jedoch in Konstanz) ist z.B. die dialektale Adaptionenregel, die auslautend *ch* und *g/k* aufeinander bezieht (*köönich/keenig*; hyperdialektal *keeniglig*; vgl. Schirmunski 1962: 313, 331) auf diese Weise zu einer allgemeinen syntagmatischen Strukturbedingung geworden, die auslautendes *i* + Obstruent nur als /ig/ erlaubt. Solche Regeln basieren auf Korrespondenzbeziehungen und erlauben deshalb keine phonetischen Übergänge; andererseits sind sie jedoch

meist unbewußt und produktiv; sie stellen deshalb in gewisser Weise ein Mittelding zwischen den Typen I und II dar.

*Typ IV:* Postlexikalische Regeln werden grammatikalisiert (morphologisiert oder/und auf aufzählbare Klassen beschränkt), d.h., sie wandern auf der vertikalen Dimension des Modells 'in die Grammatik'. Im Konstanzerischen trifft dies z.B. auf die ehemalige assimilatorische Vereinfachung *rd* → *rr* zu, die heute nur noch in *werre/worre* anzutreffen ist. Auch hier kann also das Verschwinden einer Regel (wie schon im Fall der prälexikalischen Regeln) so weit gehen, daß nur noch Reliktformen darauf hinweisen.

*Typ V:* Es werden neue postlexikalische Regeln eingeführt, gegebenenfalls nur in einem Teil des Repertoires. Sie sind wie alle postlexikalischen Regeln unbewußt (nicht steuerbar) und phonetisch kontinuierlich. Z.B. zeigen einige Konstanzer Sprecher die Tendenz, postlexikalisch entstandene Obstruentengeminanten (ausnahmslos) nicht (wie üblich) zu vereinfachen, sondern in variabler Ausprägung zu Fortes zu verhärten (etwa in *hab bloos* → *haploos* statt *habloos*). Ob sich diese Sandhierscheinung in das phonologische System des Repertoires einfügen wird, ist noch nicht abzusehen; wir befinden uns mitten in einem potentiellen Sprachwandel.

Die fünf Typen von Wandel lassen sich im folgenden Schema zusammenfassen:

Typ	I	II	III	IV	V
physiologisch begründbar?	ja	nein	nein	nein	ja
bewußt?	nein	ja	nein	ja	nein
kontinuierlich?	ja	ja	nein	nein	ja
lexikalisiert?	nein	ja	?	ja	nein
hyperkorrekte Formen?	nein	nein	ja	nein	nein

Es werden demzufolge physiologisch begründbare (d.h. einer natürlichen Teleologie folgende), unbewußte, kontinuierliche, nicht-lexikalisierte Veränderungen (Typen I und V) von nicht physiologisch begründbaren, bewußten, lexikalisierten, nicht-kontinuierlichen (Typen II - IV) unterschieden. Synchron gesehen entsprechen der ersten Gruppe die prä- und postlexikalischen Regeln, also die vertikale Organisationsebene des Modells, der zweiten Gruppe die

Korrespondenzregeln, also die horizontale Organisationsebene. Für Typ III charakteristisch ist die Hyperkorrektion, die in den anderen vier Typen nicht vorkommt.

### 3. Lautwandel und Wortverdrängung in der traditionellen germanistischen Dialektologie

Die deutsche Dialektologie um die Jahrhundertwende und in den ersten dreißig Jahren dieses Jahrhunderts hatte ein zentrales Thema: die Auseinandersetzung zwischen der junggrammatischen und der kultursociologischen Schule. Die erste fand ihre wichtigsten Vertreter in Wien (Lessiak, Pfalz), die zweite in Marburg (Wrede).<sup>4</sup> Die sogenannte<sup>5</sup> Württembergische Schule in der Dialektologie, die mit den Namen Hermann Fischer, Karl Haag und Karl Bohnenberger verbunden ist, wird im allgemeinen als zwischen diesen Positionen vermittelnd beschrieben. Tatsächlich läßt sie sich nicht so leicht in das Schema hie Junggrammatiker – dort Kultursociologen, hie allgemeine Lautgesetze – dort Wort-für-Wort-Analyse, hie Einzelgrammatik – dort Kartenarbeit einordnen. Die Synthese, die in der Württembergischen Schule (vor allem von Karl Haag) gefunden wurde, hat zu viel Eigenständiges, als daß man sie als einfachen Kompromiß zwischen zwei Extremen schon ausreichend charakterisiert hätte. Zudem liegen wichtige Neuerungen der Württembergischen Schule in der Methodologie, nicht in der theoretischen Diskussion um die Lautgesetze und ihre Verträglichkeit mit den arealen Untersuchungen. Zu nennen wäre hier zum einen das radikale Insistieren auf direkter Befragung bzw. noch besser: direkte Beobachtung, auf Durchwanderung der zu untersuchenden Gegend von Dorf zu Dorf (in einer Zeit, in der Erhebungen durch Fragebogen dominierten); zum anderen (bei Haag) in der Verbesserung der Kartendarstellung durch neue Verfahren der Isoglossenbestimmung und der Interpretation von Dialektgrenzen durch Isoglossengewichtung.<sup>6</sup>

Gerade Karl Haag hat sich jedoch auch ausführlich zum sprachlichen Wandel geäußert; er unterscheidet dabei Typen von Sprachveränderung, die zur gleichen Zeit oder etwas später in ähnlicher Form zwar auch bei Bohnenberger, bei Pfalz und bei Lessiak zu finden sind und daher eine Art

---

<sup>4</sup> Eine gute Übersicht über die damalige Situation gibt Wiesinger (1983).

<sup>5</sup> Von einer 'Schule' zu reden, ist wie immer nicht ganz unproblematisch. Zwar waren sowohl Haag als auch Bohnenberger Schüler von Fischer, ihre späteren Kontakte zum früheren Lehrer scheinen aber eher spärlich gewesen zu sein. Fischer selbst war ein dezidiert Gegner der Junggrammatiker, während Bohnenberger stark von Sievers (der bekanntlich kurz in Tübingen lehrte) beeinflusst war.

<sup>6</sup> Vgl. hierzu u.a. Mehne (1964), Engel (1964).

dialektologisches Gemeingut<sup>7</sup> gewesen sind, von Haag jedoch, so scheint mir, schärfer gesehen werden als von seinen Kollegen. Die Formel gegen den Marburger Angriff auf die junggrammatische Methode hieß im Süden: Lautwandel + X. Nicht nur der Lautwandel im lautgesetzlichen Sinn schlägt sich auf den Dialektkarten mit all ihren Unregelmäßigkeiten von Wort zu Wort nieder, sondern noch ein anderer Faktor, der verschieden benannt wird – Bohnenberger (1897) spricht von "überkommenem" (= übernommenem) Lautwandel, Haag (schon 1901, auch 1929/1930) von Wortverdrängung und Lautzwang, Pfalz (1925a, 1925b) von Lautersatz oder (unter Berufung auf Haag wie dieser) von Wortverdrängung, Lessiak (1933) von Lautersatz oder Lautmischung.<sup>8</sup> Es geht darum, den Lautwandel zu retten, als ausnahmsloser Prozeß der lautlichen Veränderung, der überall auftritt, wo die "konstitutiven Faktoren" (in heutiger Terminologie: phonologischen Umgebungen) gegeben sind und der sich wellenförmig (oder auch, nach Lessiaks Meinung, polygenetisch-wellenförmig) über ein Dialektgebiet verbreitet, bis er an äußere Grenzen trifft. Die arealdialektologischen Untersuchungen Wenkers und Fischers hatten gezeigt, daß sich der Lautwandel als einzige Ursache des Sprachwandels nicht halten ließ.

Sehen wir uns etwas genauer an, wie Haag den dialektalen *Lautwandel* (den er auch "natürlichen Sprachwandel" nennt) von Wortverdrängung und Lautzwang abgrenzt (1929/1930 in seinem Aufsatz "Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen"). Lautwandel ist für ihn folgendermaßen charakterisiert:

- a) Der Lautwandel hat seine Voraussetzung im "natürlichen Schwingen" eines jeden Lautes, das nur durch den "Gemeinschaftszwang" in Grenzen gehalten wird. Haag äußert sich leider nicht weiter über die Ursache dieser inhärenten Variabilität eines jeden Lautes (Phonems); bei H. Paul und Sievers, deren Werke ihm (schon wegen ihrer jeweiligen Lehrtätigkeit im deutschen Südwesten sicherlich bekannt waren) können wir indessen nachlesen, daß dafür artikulatorische, kontextabhängige Faktoren verantwortlich sind.
- b) Der Lautwandel beginnt in bestimmten Gesellschaftsschichten – besonders in den tonangebenden Kreisen ("Herrenlaute") und in der Jugend – und breitet sich dann wellenmäßig über ein Sprachgebiet aus, solange, bis er von natürlichen oder kulturellen Schranken aufgehalten wird. Diese Ausbreitung ist nach Haag also durchaus kulturell gesteuert; obwohl der Lautwandel eine physiologische Basis hat, sind es die prestigereichen

---

<sup>7</sup> So – nämlich als dialektologisches Gemeingut – führt sie schon Bremer (1893: xii) ein, ohne die Unterscheidung für sich selbst allerdings zu akzeptieren; nach Haas (in diesem Band) ist dies die erste Erwähnung des Begriffspaars "Lautgesetz" vs. "Lautentlehnung" o.ä. in der Dialektologie.

<sup>8</sup> Sowohl Haag (1929/1930) als auch Pfalz (1925b) nennen außerdem als weiteren Typ von Sprachwandel die Analogie, der allerdings in den Dialekten nur selten anzutreffen sei.

Varianten, die sich weiterpflanzen. Damit steht er im Gegensatz zu anderen Sprachwissenschaftlern seiner (und späterer) Zeit, die den Lautwandel als völlig 'natürlich', d.h. unabhängig von kulturellen und sozialen Bedingungen betrachteten, dann aber nicht begründen konnten, warum ein natürlicher Lautwandel in der einen Varietät auftritt, in der andern aber nicht. Haag geht davon aus, daß der Lautwandel ebenso wie die Wortverdrängung sozial gesteuert ist; er ist sowohl in seinem Ursprung (mangelnde Kontrolle der Gesellschaft über die "Schwingungen" der Laute, d.h. mangelnde Normierung) als auch in seiner Verbreitung (die prestigereichere Form breitet sich aus) ein soziales Phänomen.

- c) Der Lautwandel und seine Ausbreitung finden statt, ohne daß sich die Sprecher dessen bewußt wären. Wie wir heute – vor allem aus den Untersuchungen von Labov – wissen, ist dies kein Widerspruch zur sozialen Bedingtheit des Lautwandels und seiner Ausbreitung. Gesellschaftliche Gruppen orientieren sich oft unbewußt an prestigereicheren Formen.
- d) Der Lautwandel vollzieht sich zwar allmählich, ergreift aber letztendlich alle Wörter einer Sprache, die zu einer Lautklasse gehören (d.h. in denen die notwendigen Umgebungen vorliegen). Er ist eine "zeugende Kraft", d.h., in modernen Begriffen, produktiv.

Dagegen setzt Haag nun die *Wortverdrängung*, für ihn der heute dominante Typ von Dialektveränderung; allerdings kommen nach wie vor auch in den von der Wortverdrängung veränderten Dialekten noch seltenere Fälle von Lautwandel vor. (Er nennt z.B. die Frikativierung des intervokalischen /b/ zu /w/ im Schwäbischen, die auch Fremdwörter erfaßt.) Die Wortverdrängung ist folgendermaßen gekennzeichnet:

- a) Sie betrifft einzelne Wörter, die aus einem anderen Dialekt oder einer standardnäheren Varietät als ganze übernommen werden (obwohl sie dort aufgrund eines endogenen Lautwandels entstanden sein mögen). Auf diese Weise kommt es in der aufnehmenden Varietät zu Störungen der lautgesetzlichen Entwicklung (lexikalischen Ausnahmen). Diese ist also nicht mehr produktiv ("tot"). Haag spricht vom "Wörterfraß" an den gewachsenen Strukturen des aufnehmenden Dialekts. So werden z.B. hochsprachliche Wörter mit gerundeten Vordervokalen in eine Varietät aufgenommen, die diese aufgrund ihrer lautgesetzlichen Entwicklung (z.B. Entrundung der mhd. Labioalatalvokale im Schwäbischen) nicht kennt. Die Veränderung ist von außen importiert.
- b) Die Übernahme ganzer Wörter aus einer Kontaktvarietät ist den Sprechern im Einzelfall bewußt.
- c) Sie hat keine physiologische, sondern ausschließlich eine soziale Begründung. Haag weist allerdings darauf hin, daß die Übernahme selbst nach

Lautgruppen geordnet erfolgen kann (1929/1930: 25); z.B. ist das Vordringen der standardnäheren und schwäbischen Diphthonge anstelle von älterem mhd. *î* im Alemannischen heute kein Lautwandel, sondern eine Wortverdrängung. Dennoch werden die standardnäheren Wörter in bestimmten phonologisch definierten Kontexten (vor Obstruent) leichter übernommen als in anderen (vor Sonorkonsonant).

- d) Da ganze Wörter übernommen werden, sind keine phonetisch-phonologischen Zwischenstufen möglich.

Aus den genannten Kriterien läßt sich erkennen, ob ein beobachteter Sprachwandel auf Lautwandel oder auf Wortverdrängung zurückzuführen ist. Das *Ergebnis* der beiden Typen von Sprachwandel läßt eine solche Unterscheidung allerdings nicht immer zu: denn wenn die Wortverdrängung alle einschlägigen Wörter einer Varietät erfaßt hat (z.B. alle Wörter mit Diphthong /ie/ zu /i:/ monophthongiert), dann ist nicht mehr festzustellen, ob dies als Ergebnis des einen oder des anderen Typs von Wandel geschehen ist.

Die Wortverdrängung ist aber oft nicht rein imitativ; vielmehr werden die übernommenen Wörter in die Aufnahmevarietät integriert: "Die lautübernahme erfolgt nach dem natürlichen gesetz des klassenzwanges, demzufolge der fremde laut mit dem ihm zunächst liegenden, in seiner klasse gefühlten, des eigenen lautinventars wiedergegeben wird" (Haag 1901: 263). Dies läßt sich wiederum gut an einem Beispiel aus dem Konstanzerischen zeigen: als die Stadt Konstanz die alten hochalemannischen Langvokale entsprechend mhd. *î* und *û* aufgab, geschah dies im Sinne einer Wortverdrängung, die aus der Standardvarietät Wort für Wort die Diphthonge einführte, bis (und das ist der heutige Stand der Entwicklung) nur noch eine handvoll Reliktformen übrigblieben. Obwohl die Diphthonge aus der Standardvarietät übernommen wurden, behielten sie aber dennoch nicht deren phonetische Form (Extremdiphthonge), sondern wurden als /ou/ bzw. /äi/ integriert.<sup>9</sup>

Wortverdrängung *en masse* nennt Haag *Lautzwang* (bzw. auch *Lautverdrängung*). In einem leider weitgehend vergessenen Artikel über "Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart" (1901),<sup>10</sup> in dem er sich – weit über seine Zeit hinausweisend – mit den Kompromißformen zwischen Dialekt und Standard beschäftigt, erwähnt Haag außerdem noch

<sup>9</sup> Genaueres dazu in Auer (1988). Die Interaktion zwischen Übernahme (Wortverdrängung) und aufnehmendem System ist in diesem Fall äußerst komplex. Während nämlich das /ou/ schon (als Entsprechung zu mhd. /ou/) Teil des Konstanzer Repertoires war, mußte der Ersatzlaut /äi/ erst durch einen endogenen Diphthongierungsprozeß, der durch die Übernahme ausgelöst wurde, erzeugt werden. Mehr als Haag (1901) hat Lessiak (1933) auf solche "lautgesetzlichen Folgeentwicklungen" hingewiesen, die der "äußere Lautersatz" (in Lessiaks Terminologie) auf das aufnehmende Lautsystem hat.

<sup>10</sup> Das Schriftenverzeichnis in Mehne (1964) erwähnt die Arbeit nicht einmal.

einen weiteren Typ des sprachlichen Wandels, nämlich den *Lautaustausch*. Er sagt über den Kontakt zwischen Dialekt und Verkehrssprache:

[Der Landbewohner] fühlt die Beziehungen heraus, die zwischen seinem Wortbild und dem fremden bestehen. <...> Er entdeckt die Regelmäßigkeit des Ersatzes eines Lautes durch einen bestimmten anderen, und sieht sich nun in den Stand gesetzt, die fremde Form frei zu schaffen, ohne Hörbild, durch blossen Lautaustausch. <...> Wo man sich mit ihm [i.e. dem Lautaustausch] begnügt, wie auf der kindlichen Stufe, kann es zu drolligen Neuschöpfungen führen.

(Haag 1901: 263)

Hier geht es also um eine Reinterpretation der Beziehung zwischen einzelnen Formen (Wörtern) als Strategie zur Erzeugung der Formen (Wörter) der Verkehrssprache; sie ist nicht lautgesetzlich, sondern künstlich, durch das Schriftbild beeinflusst, und sie führt zu Hyperkorrekturen, weil sie die unterschiedliche Klassenbildung in den beiden Varietäten mißachtet.

Es ist nach allem über Karl Haag Gesagten nicht schwer zu erkennen, daß die von ihm unterschiedenen Typen von Dialektwandel jenen Typen von Dialektwandel ähneln, die sich aus den modernen zweidimensionalen Theorien der heutigen Dialektologie ergeben. Hier noch einmal zusammenfassend seine Kriterien; man vergleiche mit der Zusammenstellung oben, Seite 12:

	Lautwandel	Lautersatz	Wortverdrängung
physiologisch begründbar	ja	nein	nein
bewußt?	nein	?	ja
kontinuierlich?	ja	nein	nein
lexikalisiert?	nein	?	ja
Hyperkorrektur?	nein	ja	nein

Ganz offensichtlich ist Haags "Lautwandel" den Typen I und V aufs engste verwandt, die wiederum den prä- und postlexikalischen, natürlichen Regeln der zweidimensionalen Phonologie (also deren vertikaler Dimension) entsprechen. Hingegen findet die "Wortverdrängung" ihr Analogon in den Typen II und IV, die aus den Korrespondenzregeln, also der horizontalen Dimension des Modells, abgeleitet sind. Schließlich findet Haags "Lautersatz" seine neuzeitliche Entsprechung im Typ III von Sprachwandel, bzw. synchron in den Adaptionsregeln, die auf den Korrespondenzregeln aufbauen.

#### 4. Vor- und Rückschau

Die Formel Lautwandel + X war natürlich keine Erfindung der Dialektologen. Sie hat ihren unmittelbaren Bezugspunkt in Hermann Pauls *Principien der Sprachgeschichte*, die selbst der Versuch einer Rettung des reinen Lautwandels sind. Bekanntlich ist für H. Paul die wichtigste, den Lautwandel verfälschende Kraft die der Analogie:

Gesteht man aber zu, dass die Wirkung des lautlichen Faktors zuerst sich geltend macht, dann aber durch den andern Faktor wieder aufgehoben wird, den wir als Analogie im Folgenden noch näher zu charakterisieren haben werden, so ist damit eben die Konsequenz der Lautgesetze zugegeben.

(Paul <sup>3</sup>1898: 63)

Obwohl sich große Teile der *Principien* der Interaktion zwischen Lautwandel und Analogie widmen, erwähnt Paul auch den anderen Faktor, der die Wirkung der Lautgesetze ausbalanciert: die "Entlehnung" bzw. "Sprachmischung" (<sup>3</sup>1898: 65). Es ist ganz klar, daß sich Haag und seine Kollegen eng an diese Meinung Pauls angelehnt haben; ihre Aufgabe bestand darin, den Faktor "Entlehnung" genauer zu untersuchen, als dies Paul tat.<sup>11</sup>

Die Zweidimensionalität der damaligen Ansätze, die so deutliche Parallelen in der heutigen Phonologie hat, geht also auf die Diskussion um die Lautgesetze in der allgemeinen Sprachwissenschaft zurück. (Zwischen ihr und der Dialektologie waren die Verbindungen noch wesentlich stärker als sie es jetzt sind!) Sie spiegelt letztlich die Dialektik zwischen "Natur" und "Kultur" in der Sprache wider, die die Sprachwissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts so stark beschäftigt hat.

Es bleibt die Frage, wie sich diese Diskussionslinie von Haag, Pfalz, Lessiak, Bohnenberger in die moderne Linguistik fortsetzen konnte. Zwei Wege sind erkennbar. Zum einen war die Wiener dialektologische Schule mit Lessiak und Pfalz ja noch nicht zu Ende, sondern fand in Eberhard Kranzmayer und später Peter Wiesinger weitere wichtige Vertreter in der Nachkriegszeit. (Im Gegensatz dazu konnte die Württembergische Schule in der Nachkriegszeit nicht kontinuierlich fortgesetzt werden.) Kranzmayer übernimmt von seinen Vorläufern auch die Dichotomie "Lautwandel" vs. "Lautersatz" fast unverändert:

Bei den Lautveränderungen sind <...> zwei Gruppen von Vorgängen schärfer zu unterscheiden. Es sind entweder naturgewachsene und mehr triebhafte Vorgänge; sie gehen automatisch vor sich; von ihnen weiß ihre Trägerschaft, die Sprach-

---

<sup>11</sup> Die Bemerkungen über die Lautgesetze fallen dementsprechend oft oberflächlich und immer weniger differenziert aus als die Pauls. Man vergleiche die Ausführungen Pauls in den *Principien* (<sup>3</sup>1898: 48-61) mit den entsprechenden bei Haag (1929/1930); viel ist mehr oder weniger direkt übernommen, viel bleibt hinter Pauls phonologischem Kenntnisstand zurück.

oder Mundartgemeinschaft selbst, nichts; oder es sind absichtlich und bewußt herbeigeführte Veränderungen, über die jedermann Auskunft geben kann und die nicht mehr unmittelbar triebhaft sind, sondern aus soziologisch gebundenen Werturteilen und aus überlegten Konsequenzen ab u[nd] zu entspringen.

(Kranzmayer 1956: 8f.)

Kranzmayer denkt etwas anders als Haag, wenn er dem "triebhaften" Lautwandel jedwede soziale Einbindung abspricht; auch das Kriterium "graduell" fehlt. Letzteres hängt wohl damit zusammen, daß er (wiederum im Gegensatz zu Haag) Phonemzusammenfall, Phonemspaltung usw. dem Lautwandel zuordnet (während sie bei Haag eine Konsequenz der Wortverdrängung bzw. des Lautzwanges sind oder zumindest sein können). Unabhängig davon, ob diese Veränderungen als Fortschritt oder als Rückschritt zu werten sind: Wichtig bleibt, daß auch noch in den 50er Jahren die Unterscheidung zwischen lautgesetzlichem und durch Übernahme entstandenem Wandel dialektologisches Gemeingut war.

Eine zweite Fortsetzung dieser Diskussionslinie ist vielleicht noch wichtiger, weil sie die synchrone Reinterpretation der ursprünglich diachron orientierten Unterscheidung Haags betrifft. Sie schlägt sich in der Dichotomie "primäre vs. sekundäre Dialektmerkmale" nieder, die Viktor Schirmunski im Rahmen seiner Untersuchung der russisch-deutschen Kolonistendialekte schon in den 20er Jahren entwickelt hatte, und zwar unter direktem Bezug auf Karl Haag:

Wir bezeichnen im weiteren die charakteristischen, d.h. *am stärksten auffallenden* Abweichungen einer Mundart gegenüber der Schriftsprache (oder anderen Mundarten) als *p r i m ä r e* Merkmale, die *weniger auffallenden* Abweichungen als *s e k u n d ä r e* Merkmale. Da es sich dabei nur um einen quantitativen Gradunterschied handelt, soll diese Grenze nicht scharf gezogen werden, sie bezeichnet nur gewisse gegensätzliche Tendenzen, ein mehr oder weniger.

(Schirmunski 1930: 118, Kursivsetzung von mir)

Die intuitive Einteilung in mehr oder weniger "auffallende" Dialektmerkmale wird dann durch die folgenden Unterscheidungskriterien ausgebaut:

- a) Grad der artikulatorischen und perzeptorischen Verschiedenheit: diese ist bei den primären Merkmalen ausgeprägter als bei den sekundären.
- b) Grad des Bewußtseins der Sprecher: sekundäre Merkmale werden im Gegensatz zu den primären von den Sprechern meist nicht bemerkt. Sie können deshalb auch nicht zu Stereotypen (im Labovschen Sinn) werden, während die primären Dialektmerkmale oft zur spöttelnden Charakterisierung anderer Sprecher eingesetzt werden.
- c) Primäre Merkmale werden von Sprechern, die unter dem Einfluß der Schriftsprache stehen, zuerst aufgegeben; umgekehrt werden die primären Merkmale eher als die sekundären von Sprechern erworben, die sich einen Dialekt als 'Fremdsprache' aneignen.

- d) Primäre Merkmale entwickeln sich von Wort zu Wort verschieden, die sekundären entstehen aufgrund einer "mechanischen", "rein artikulatorischen Umstellung, die notwendigerweise in allen Worten zugleich eintreten muß, wo der entsprechende Laut oder eine bestimmte Lautgruppe erscheint" (Schirmunski 1930: 185).
- e) Primäre Merkmale sind sprunghaft, sekundäre lassen gleitende phonetische Übergänge zu.

Wir finden unschwer Haags Kriterien (kontinuierlich vs. sprunghaft, bewußt vs. unbewußt, physiologisch begründet oder nicht) wieder, dazu das Kriterium der phonetischen Distanz sowie das der Erwerb- oder Aufgebbarkeit (das sich in gewisser Weise aus dem der Bewußtheit ergibt). Schirmunskis Ansatz ist später von Reiffenstein aufgegriffen worden (Reiffenstein 1976),<sup>12</sup> hat also ebenfalls in die Nachkriegszeit gewirkt.

## 5. Schluß

Ich habe versucht zu zeigen, daß die sogenannten zweidimensionalen Modelle, die sich heute in der Beschreibung von Standard/Dialekt-Variation etabliert haben, deutliche Vorläufer in der traditionellen Dialektologie haben.

Es gibt neben der inhaltlichen noch eine weitere Parallele, die die wissenschaftsgeschichtlichen Umstände betrifft, unter denen die jeweiligen Theorien entstanden. Die Arbeiten der Württembergischen und der Wiener Schule um die Jahrhundertwende und zu Beginn unseres Jahrhunderts waren einerseits nicht möglich ohne die Junggrammatiker und ohne den enormen Fortschritt, den Sievers' phonetische Arbeiten für deren Forschung erbracht hatten, andererseits standen sie aber auch im Diskussionszusammenhang der kultursoziologisch eingestellten Dialektforschung mit ihren politisch-ideologischen Implikationen. Die heutige Standard/Dialekt-Phonologie ist einerseits der natürlichen Phonologie mit ihrem phonetisch orientierten Zugang zur Lautseite der Sprache verpflichtet, andererseits der Variationsforschung der 60er und 70er Jahre (Labov), einschließlich deren politisch-ideologischen Implikationen.

Nichts Neues unter der Sonne also? In der konkreten Ausarbeitung der Modelle ist die Variationsforschung sicherlich ein gutes Stück über Karl Haag hinausgekommen. Nicht nur haben wir heute wesentlich differenziertere und (teils) auch weniger naive Vorstellungen als Haag über die soziale Einbettung

---

<sup>12</sup> Er verlagert Schirmunskis Kriterium d) von der phonetisch-artikulatorischen auf die phonologische Ebene. Statt sekundäre Merkmale durch ihre phonetische Motiviertheit von den (unmotivierten) primären abzugrenzen, konstituieren für ihn alle Unterschiede im Phoneminventar der beteiligten Varietäten primäre Dialektmerkmale, während sekundäre durch phonologische Regeln zustande kommen.

sprachlichen Wandels; wir sind auch phonologisch und phonetisch besser für die Beschreibung und Erklärung der beobachteten Phänomene gerüstet und verfügen über differenziertere Modelle. Trotzdem zeigt sich eine unvermutete Kontinuität der theoretischen Konzepte.

Die Dialektologen der Württembergischen (und auch der Wiener) Schule versuchten, den Angriff, der von der Arealdialektologie auf die Junggrammatiker ausging, dadurch zu entschärfen, daß sie die beobachteten arealen Verteilungen nicht nur auf lautgesetzlichen Wandel (Lautwandel), sondern auch auf wortweise Übernahme (Wortverdrängung), gegebenenfalls mit Lautverdrängung und Lautübernahme als Folgeerscheinungen, zurückführten. Sie haben dabei Ideen zum Dialektwandel entwickelt, die auch heute noch der Empirie standhalten. In der für ihn typischen Mischung zwischen phonetischer Akribie und physiologischer Erklärung einerseits, arealer Detailtreue und kultureller (ja teils sozialpsychologischer) Erklärung andererseits, war Karl Haag in dieser Diskussion besonders erfolgreich.

## Bibliographie

- Andersen, Henning. 1973. "Abductive and Deductive Change." *Language* 49: 765-93.
- Archangeli, Diana B. 1984. "Underspecification in Yawelmani Phonology and Morphology." Ph.D. Thesis, Massachusetts Institute of Technology.
- Auer, Peter. 1988. "A Case of Convergence and its Interpretation: MHG *î* and *û* in the City Dialect of Constance." In: Peter Auer und Aldo di Luzio, Hrsg. 1988. *Variation and Convergence: Studies in Social Dialectology*. Berlin, 44-75.
- , 1990. *Phonologie der Alltagssprache*. Berlin.
- , Im Druck. "A Bi-Dimensional Model for Standard/Dialect Variation and its Application to Language Change." In: I. Werlen, Hrsg. *Akten des Kolloquiums "Kommunikation in der Stadt"*. Tübingen.
- Bohnenberger, Karl. 1897. "Über Sprachgrenzen und deren Ursachen, insbesondere in Württemberg." *Württembergische Vierteljahreshefte für Landesgeschichte* N.F. 6: 161-91.
- Bremer, Otto. 1893. *Deutsche Phonetik*. Leipzig.
- Dressler, Wolfgang U. 1985. *Morphonology: The Dynamics of Derivation*. Ann Arbor.
- , und Ruth Wodak. 1982. "Sociophonological Methods in the Study of Sociolinguistic Variation in Viennese German." *Language in Society* 11: 339-70.
- Engel, Ulrich. 1964. "Karl Bohnenberger." In: *Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg: Helmut Dölker zum 60. Geburtstag*. Tübingen, 210-42.
- Haag, Karl. 1901. "Verkehrs- und Schriftsprache auf dem Boden der örtlichen Mundart." *Die Neueren Sprachen* IX/5: 257-70 und IX/6: 321-29.
- , 1929/1930. "Sprachwandel im Lichte der Mundartgrenzen." *Teuthonista* 6/1: 1-35.
- Kranzmayer, Eberhard. 1956. *Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes*. Wien.
- Lang, Jürgen. 1985. "Karl Haags Theorie von den Lautveränderungen in den Mundarten." *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* LII/2: 145-66.

- Lessiak, Primus. 1933. *Beiträge zur Geschichte des deutschen Konsonantismus (Einleitung)*. Schriften der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität in Prag, Nr. 14. Brünn etc. Gekürzt wiederabgedruckt in: Peter Wiesinger, Hrsg. 1983. *Die Wiener dialektologische Schule*. Wien, 101-12.
- Lüdtke, Helmut. 1980. "Auf dem Weg zu einer Theorie des Sprachwandels." In: Helmut Lüdtke, Hrsg. 1980. *Kommunikationstheoretische Grundlagen des Sprachwandels*. Berlin, 182-252.
- Mehne, Rolf. 1964. "Karl Haag." In: *Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg: Helmut Dölker zum 60. Geburtstag*. Tübingen, 193-219.
- Mohanan, Karavannur P. 1986. *The Theory of Lexical Phonology*. Dordrecht.
- Moosmüller, Sylvia. 1987. *Soziophonologische Variation im gegenwärtigen Wiener Deutsch*. Stuttgart.
- , 1988. "Sociophonology." In: Peter Auer und Aldo di Luzio, Hrsg. 1988. *Variation and Convergence: Studies in Social Dialectology*. Berlin, 76-93.
- Paul, Hermann. <sup>3</sup>1898. *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle.
- Pfalz, Anton. 1925a. "Dialektgeographische Proben." In: *XII. Bericht der von der Akademie der Wissenschaften in Wien bestellten Kommission für das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch für das Jahr 1924*. Anzeiger der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Klasse. Wien, 9-24. Teilweise wiederabgedruckt in: Peter Wiesinger, Hrsg. 1983. *Die Wiener dialektologische Schule*. Wien, 77-84.
- , 1925b. "Grundsätzliches zur deutschen Mundartenforschung." In: *Germanistische Forschungen: Festschrift anlässlich des 60semestrigen Stiftungsfestes des Wiener Akademischen Germanistenvereins*. Wien, 205-26. Gekürzt wiederabgedruckt in: Peter Wiesinger, Hrsg. 1983. *Die Wiener dialektologische Schule*. Wien, 113-64.
- Reiffenstein, Ingo. 1976. "Primäre und sekundäre Unterschiede zwischen Hochsprache und Mundart. Überlegungen zum Mundartabbau." In: Heinz D. Pohl, Hrsg. 1976. *Opuscula Slavica et Linguistica: Festschrift für Alexander Issatschenko*. Klagenfurt, 337-47.
- Rennison, John R. 1981. *Bidialektale Phonologie*. Wiesbaden.
- Schirmunski, Viktor M. 1930. "Sprachgeschichte und Siedlungsmundarten." *Germanisch-Romanische Monatsschrift* XVIII: 113-22 und 171-88.
- , 1962. *Deutsche Mundartkunde*. Berlin.
- Wiesinger, Peter. 1983. "Die Wiener dialektologische Schule in ihren grundsätzlichen Schriften." In: Peter Wiesinger, Hrsg. 1983. *Die Wiener dialektologische Schule*. Wien, 1-21.
- Wurzel, Wolfgang U. 1976. "Adaptionsregeln und heterogene Sprachsysteme." In: W.U. Dressler und O.E. Pfeiffer, Hrsg. 1976. *Phonologica 1976*. Innsbruck, 175-82.